

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 43.

Samstag, 20. Februar.

1915.

Dore.

Roman von E. Friedberg.

Nachdruck verboten.

„Wollen wir nach dem Fuchsbau gehen, den der Förster ausgespiert hat, Dore?“

„D ja, Heinz.“

„Aber er liegt bis am Dachberg drüben — das ist doch wohl zu weit für dich?“ Der stattliche frische Knabe von etwa vierzehn Jahren sah das zierliche blasse Mädchel neben sich mit kummervoll forschendem Blick an, der aber sofort wieder scheu zur Seite wich, als er den schwarzen Deckel traf, der eines der Augen des Kindes verbergte. „Nein“, sagte er noch einmal rasch, „es ist zu weit für dich, du darfst dich nicht erhitzen.“

„Wir können ja langsam gehen . . . ach, komm doch, bitte! . . .“

„Nein“, beharrte er, „es könnte dir schaden.“

„Ach, du bist viel zu ängstlich, Heinz!“

Es zuckte unsäglich bitter in seinem Gesicht, er wandte sich hastig zur Seite, und man sah, daß er die Zähne zusammenbiß. Auf den Einwurf der Kleinen erwiderte er kein Wort, erst als sie zu bitten fortfuhr und versprach, ganz langsam zu gehen, sagte er mit einem Ton voll rührender Liebe und Sorge: „Du äle mich nicht, Dore! Sieh, wenn dir die Überanstrengung und Erhitzung schadet! . . . Komm in die Laube, ich werde dir vorlesen — du wolltest doch gern das Märchen zu Ende hören.“

Sie gingen in die Laube, und er las. Dann und wann zeigte er ihr ein Bild im Buch, aber er achtete sorgsam darauf, daß sie ihr gesundes Auge nicht durch zu langes Schauen anstrengte. Rührender konnte keine Mutter für ihr Kind sorgen — ja, er war überängstlich, er marterte sich selber mit seiner Besorgnis um sie. Und doch barg sie keine Befriedigung für ihn. Mit aller Liebe und Aufopferung konnte er der Kleinen doch nicht das Auge ersetzen, das sie um seinetwillen eingebüßt hatte.

Seit Menschengedenken hatte treue Freundschaft zwischen dem Schloß und dem Pastorhaus von Luisenwerder geherrscht, aber ein so inniges Verhältnis hatte doch noch nie bestanden, wie zwischen der jüngsten Generation. Heinz von Grening und Dore Werlich waren einfach unzertrennlich. So war es auch gar nichts Absonderliches gewesen, als Heinz eines Tages eine Machete aus des Vaters Waffensammlung, eines jener halbmeterlangen, scharfen und spitzen spanischen Messer, zu Dore gebracht hatte, damit sie die kunstvolle Gravierung betrachte. Dore besah aus scharfer Entfernung das Messer, sie wagte nicht, es zu berühren, und bat nur immer wieder: „Du es weg, Heinz!“

Er lachte: „Du bist ein rechter Hasenfuß!“ Aber er traf doch Anstalten, die Machete zu schließen. Sie war verrostet, und er mußte Gewalt anwenden; dabei hielt er die Finger zwischen Schneide und Gest. Das war nicht bedenklich, denn das Messer lief auf einem Fahrrad, aber es sah gewiß sehr gefährlich aus, denn die kleine Dore schrie auf: „Deine Hand! Deine Hand!“ In kopflosem Schreck sprang sie hinzu, und da geschah das Entsetzliche, das ihr das Auge geraubt hatte

Die Dore, das gute, sanfte, treue Geschöpf, war für zeitweilen zum Krüppel geworden — durch ihn! Damals, in der ersten Verzweiflung, hatte er die geladene Pistole aus des Vaters Zimmer genommen, aber man entwand sie ihm. Er war der einzige Sohn seiner alten Eltern, nachdem seine Brüder im französischen Krieg den Heldentod gestorben waren, der Nachkömmling, der Erbe und der Sonnenschein des Hauses — aber was kümmerte das ihn in seiner Seelennot? Doch dann hatte der altherwürdige Pastor, Dores Großvater, der die früh verwaiste Enkelin in sein Haus genommen, ihm bewiesen, daß man ein Vergehen nicht sühnt, indem man sich heimlich aus der Welt stiehlt. Nicht ein Wort des Tadelns hatte der doch völlig Nieder gebeugte dem Urheber des Unglücks gesagt; das hatte sein Ehrgefühl gepackt, ihn emporgerissen; stark mußte er sein, denn er mußte sühnen.

Heinz war nicht imstande gewesen, den Anblick der Freundin in ihrem Leiden zu ertragen. Alle Versuche, ihn zu ihr zu führen, damit er sich mit ihr ausspreche und selber ruhiger werde, hatte er mit einem so qualdurchtränkten: „Ich kann nicht! — kann nicht!“ zurückgewiesen, daß man ein sah, man mußte ihn gewähren lassen. Aber er erkaufte gierig jedes hingeworfene Wort über den Verlauf der Krankheit, und als er hörte, daß sie die großen Schmerzen wie eine Heldin ertrug und nur immer Sorge habe, daß er sich nicht zu sehr um sie gräme, schluchzte er wie ein Verzweifelter. Ruhelos irrte er in Schloß und Park umher, manchmal war er halbe Tage lang abwesend, dann lag er irgendwo im Walde, den Kopf in die Arme gedrückt, mit geschlossenen Augen auf das Rauschen der Bäume lauschend und sich mit heißer Angst vergegenwärtigend, wie es einem zumute sein müßte, für den die Natur nur noch eine Stimme hatte. In dieser Leidenszeit wuchs das kleine, schwache Mädchen, das er früher beschützt und beherrscht hatte, zu einer Heiligen, zu einer Märtyrerin für ihn empor.

Dann erschien eines Tages der alte Pastor wieder im Schloß. Er faßte Heinz fest an der Hand und sagte: „Komm, mein Sohn, deine kleine Freundin ist auf und erwartet dich!“ Heinz war leichenblau geworden, und jede Faser seines Innern zuckte, aber er folgte ohne Widerstreben — einmal mußte er ja doch überwunden werden, der erste Anblick.

Dore saß im hohen Lehnstuhl des Großvaters, sehr blaß und schmal, aber mit dem alten, lieben Lächeln im Gesicht, das gesunde Auge erwartungsvoll auf den Freund gerichtet. Die Sonne schien strahlend zum Fenster herein, es war alles hell, freundlich, heiter, nur ein dunkler Fleck in all dem Licht, der schwarze, entstellende Deckel über dem Auge.

Er taumelte förmlich zurück, ein wildes Stöhnen rang sich über seine Lippen, im nächsten Augenblick lag er vor ihr auf den Knien, und seinen Kopf in ihren Schoß bergend, schluchzte er: „Mein ganzes Leben soll dir gewidmet sein, Dore!“

Das war fortan das Leitmotiv seiner Tage.

Der erste große Schmerz linderte sich bei den beiden; sie lernte sich behelfen mit dem neuen Auge, und er gewöhnte sich an den Anblick der schwarzen Binde, der ihm zu Anfang entsetzlich gewesen war.

Sie spielten und arbeiteten wieder zusammen, aber sie hatten sich beide verändert. Er, der wilde, ausgelassene Junge, der sie früher oft verführt hatte, mit ihm über Hecken und Gräben zu setzen, der sie geneckt und ausgelacht hatte, wenn sie Scheu oder Schreck zeigte, wachte jetzt sorgsam darüber, daß sie keine Unüberlegtheiten beging, denn ihr Zustand erforderte noch jahrelang die größte Vorsicht. In ihrer Schwäche erschien sie Heinz so rührend, daß er am liebsten seine Hände schützend über sie gehalten hätte. Der schwarze Lappen, der die Harmonie ihres nicht gerade schönen, aber feinen und lieblichen Gesichts so traurig störte, hatte für ihn nichts Entstellendes, er machte ihm ihre Person nur um so teurer, und er war eine ewige Mahnung für ihn, seine Schuld zu sühnen.

Sie hatte immer etwas über ihr Alter hinaus Ernstes, Verständiges gehabt, und ihre Leidenszeit hatte sie noch um Jahre gereift. Er war ebenfalls überlegter, ernster, stetiger geworden, aber von Zeit zu Zeit machte sich bei ihm doch die unterdrückte, schäumende Jugendlust gewaltsam Luft; dann hatte er seinen „verdrehen“ Tag, wie er sich selber aufлагte. Dann konnte er sie sogar wieder necken und verspotten und zu allerhand harmlosen Thorheiten fortziehen. An solchen Tagen pflegte er dann auch auszumalen, wie es sein würde, wenn sie erst immer auf dem Schloß wohnte, denn daß sie seine Frau werden müßte, war selbstverständlich für ihn; sie waren untrennbar miteinander verbunden.

„O nein“, wehrte sie ab, „ich passe nicht zu einer Frau von Grening!“ Sie wies aus Zartheit nie direkt auf ihr körperliches Gebrechen hin, um ihn nicht zu verstimmen, aber er verstand sie auch so, und mit Nachdruck bat er: „Du darfst davon nicht sprechen — nie — hörst du? Und auch gar nicht daran denken, versprich es mir! Du wirst eine der besten und liebenswertesten Frauen der Grenings sein, und du sollst auch eine der glücklichsten werden.“

Sie lachte glücklich und verschämt, und ihre Proteste gegen sein törichtes Schwätzen waren nicht sehr energisch. Warum sollten sie auch einander nicht heiraten? Der Vogt hatte ja auch nur ein Auge, und er lebte sehr glücklich mit seiner jungen, hübschen Frau. Und sie war doch jetzt schon wie ein Kind im Schloß. Solche Tage lang brachte sie in Frau von Grenings Gesellschaft zu. Die alte Dame hatte eine tiefe Bärtlichkeit für das junge Mädchen gefaßt, Dore's verständiges, klares Wesen machte sie ihr zu einer Freundin und Vertrauten — dem Schloßherrn aber war sie geradezu ein Verzug geworden.

Heinz fuhr alle Tage mit seinem Ponygespann nach dem Gymnasium der benachbarten Stadt, während Dore daheim unterrichtet wurde. So kam es, daß die beiden nicht dauernd getrennt wurden, bis Heinz zu seiner Ausbildung zunächst ein Jahr auf Reisen geschickt wurde und gleich danach in die Armee eintrat, um seiner Militärpflicht zu genügen. Die Familientradition der Grenings bestimmte zwar die jüngeren Söhne zu Offizieren, da aber der Majoratserbe gestorben war, mußte Heinz sich statt seiner von vornherein der Landwirtschaft widmen; um so mehr, als bei dem vorgerückten Alter seiner Eltern nach menschlichem Ermessen die Güter in nicht allzu ferner Zeit auf ihn übergehen würden.

Sie ertrugen beide diese erste Trennung schwer. Er schrieb ihr, daß er sich ganz unnützlich vorkomme, da er niemand mehr habe, den er beschützen könne, und er quälte sie mit seinen Fragen, ob sie auch keine „leichtsinnigen Streiche“ mache und sich schone. Und sie kam sich völlig verlassen und vereinsamt vor, ganz hilflos und unsicher ohne ihn. Jetzt erst erkannte sie, wie sehr sie ihn liebte.

Bisher war ihr Leben im Schoß der beiden Familien, die sorgsam alles vermieden, was sie an ihr Gebrechen hätte erinnern können, heiter und sorglos dahingeflossen, ja zu Zeiten hatte sie es ganz und gar vergessen können. Nur vor der Außenwelt war sie immer mit einer gewissen Scheu zurückgewichen, aber mehr aus dem zarten Empfinden heraus, den Leuten mit ihrem Anblick kein Unbehagen bereiten zu wollen, als daß sie sich von ihren kritischen Blicken verletzt gefühlt hätte. Jetzt, da ihr Inneres wund war vom Trennungswah, gewannen diese Blicke eine ganz andere Bedeutung, sie glitten nicht mehr an ihr ab, sie drangen ein. Sie taten ihr weh, und das Mitleid, das sich in ihnen spiegelte, verletzte sie. Jetzt verließ sie das Bewußtsein ihres körperlichen Fehlers nicht einen Augenblick mehr, und sie fing an zu glauben, daß sie außerordentlich häßlich sein müsse, weil man sie so anstarre. So zog sie sich immer mehr von der Welt zurück und war nun ganz allein auf die Gesellschaft von vier alten Leuten angewiesen, die ihr doch alle zusammen den einen, Heinz, nicht ersetzen konnten.

Zum Unglück machten sich jetzt, durch das fürchterliche Ereignis vielleicht beschleunigt, die Spuren der Alterschwäche bei der Großtante, die ihrem Bruder, dem Pfarrer, die Wirtschaft führte, immer unangenehmer bemerkbar. Sie wurde geschwätzig wie ein Kind, und da sich ihre Sorge der letzten Jahre fast ausschließlich auf das Leiden der Nichte konzentriert hatte, so war es auch jetzt der Hauptausgangspunkt ihrer Gespräche.

„Was wirst du nur beginnen, du armes Kind, wenn wir einmal tot sind?“ fragte sie in endlosen Variationen, sobald sie mit Dore allein war. „Sie würden dich ja ganz aufs Schloß nehmen, doch Großvater will das nicht! Aber du lieber Gott, was soll dann mit dir geschehen. Lehrerin kommst du nicht werden, wie es erst bestimmt war, nähen, sticken, malen und Klavier spielen darfst du auch nicht, und Gesellschafterin oder Hausdame . . . ach, mein gutes Kind, wir dürfen uns das nicht verheimlichen, du würdest nicht leicht eine Stelle bekommen! Da ist freilich der Heinz, ja, wenn er nur nicht aus so vornehmer Familie wäre und obenbrein der Majoratserbe —, so aber ist doch nicht zu erwarten, daß er dich heiratet.“

Bis dahin pflegte Dore den sie marternden Ausführungen mit äußerster Selbstbeherrschung standzuhalten, aber sobald die Tante Heinz in den Bereich ihrer Betrachtungen zog, floh sie, die Hand aufs Herz gepreßt, in den verschwiegensten Winkel, wo sie diese Sorgen und Erwägungen wenigstens mit sich allein durchkämpfen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Bei manchen Leuten ist die gegenseitige Abneigung der einzige Berührungspunkt. Gertrud Wolff-Hirschberg.

Aus der Geschichte des deutschen Gewehrs.

Die ältesten Handfeuerwaffen, die dem 14. und 15. Jahrhundert angehören, sprachen zwar in den Schlachten noch nicht gewichtig mit; das taten sie erst vom 16. Jahrhundert an, aber sie sind doch interessant als Vorläufer des Kommenden. Diese Gewehre wurden auf einen rohen Stiel aufgesteckt und zum Feuern unter den Arm geklemmt oder auf eine feste Stütze aufgelegt. Zu dem Gewehr gehörte ein Hafen, mit dem man vor dem Schusse einen Halt suchte, um den Rückstoß aufzufangen. Schon damals gab es Hinterlader, aber sie waren nur wenig brauchbar, weil ihnen jeder zuverlässige Verschluss fehlte. Das Bündloch dieser Urbäter unseres Infanteriegewehres lag zumeist schon am Lauf rechts hinten, wo es jahrhundertlang geblieben ist; abgebrannt wurde die Flinte mit einem Bündstrich, der „Lunte“, die noch in der freien Hand geführt wurde. Mit solchen Waffen ließ sich

natürlich kein Sieg erfechten; die ganze Handhabung der Waffe war höchst schwerfällig und langsam; das rasche Losgehen des Schusses war eine sehr zweifelhafte Sache, die innen noch sehr unregelmäßigen Läufe erlaubten kein auch nur einigermaßen sicheres Zielen. Das erste wirklich ernst zu nehmende Gewehr, das Luntenschloßgewehr, war ein sehr einfacher Vorderlader, bei dem das Pulver vorn in den Lauf geschüttet, die Kugel hinterdrein geschoben und mit dem Ladestock beides zusammen auf den Boden des Rohres niedergestampft wurde. Konnte sich der Schütze Zeit nehmen, so stopfte er wohl auch noch einen Pfropfen von Berg oder ähnlichem Stoff nach, um dadurch die Schußkraft zu vergrößern. Das Abfeuern des geladenen Gewehres geschah weiter mit einer Lunte, die aber jetzt in einen Hahn an der Seite der Waffe eingeklemmt wurde. Durch eine Hebelübertragung war der Hahn mit dem Schaft verbunden; er klappte beim Schießen mit der brennenden Lunte auf die Pfanne nieder, entzündete das hier aufgestreute Zündpulver und setzte durch das Zündloch hindurch die Ladung in Brand. Ein starker Wind wehte das Pulver von der Pfanne fort, der kleinste Regen machte es naß. „Es wirt auch“, schreibt daher der Kriegsschriftsteller Wallhausen 1615, „ein jeder Musquetier wissen sein Lunden, wann es feuchtig und regen Wetter, truden zu tragen, Nemlich im Hosensack, oder in seinem Hut, auch sein brennenden Lunden zwischen dem Hut und Kopff einstecken, oder andere Mittel, damit er sie vor dem Regen bewahren kann.“ Das Laden war so umständlich, daß der Soldat nur in großen Pausen feuern konnte. Bald machte man sich zur Entzündung des Pulvers die Idee des Reibfeuerzeuges nutzbar, das im Haushalt schon längst verwendet wurde, und so entstand statt des Luntenschloßes das „Nadelschloß“, auf dessen rauhen Rand der Hahn ein Stück Schwefelkies niederpreßte; durch die schnelle Drehung des Rades wurde aus dem Schwefelkies der Funken erzeugt. Das war bereits ein recht günstiges, mit Kette und Feder ausgestattetes, schwer zu behandelndes Gewehrschloß, das für militärische Zwecke keine große Bedeutung gewann. Das Spannen war zu umständlich, die Gefahr des Versagens und ungeitigen Losgehens zu groß. Nur Karabiner und Pistolen wurden vielfach mit Nadelschloßern ausgestattet; beim Karabiner machte es die für den Reiter sehr lästige Lunte überflüssig; bei der Pistole erlaubte es schon das Abfeuern mit einer einzigen Hand.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges werden die ersten brauchbaren Hinterlader mit Dosenverschluß eingeführt, für die sich der große Philosoph Leibniz lebhaft einsetzte. Auch Mehrlader, die erst in unserm Zeitalter der Maschine ihre eigentliche Ausbildung erfuhren, versuchte man damals schon zu konstruieren, doch urteilt Leibniz über sie: „Sie sind zum gemeinen Gebrauch nicht bequem, dieweil alles gar zu nett aufeinanderpassen muß, sonst ist Gefahr dabei.“ Auch das Flintenschloß, das im 17. Jahrhundert in der Gewehrkonstruktion allmählich die Oberhand gewann, verwendet die Idee des Schlagfeuerzeuges; ebenso erscheint nun der eiserne Ladestock, den man fälschlich als eine Erfindung des alten Dessauer bezeichnet hat. Die Pileniere, die bisher die Schützen als Vertreter der blanken Waffe begleitet hatten, verschwinden nun, denn das Bajonett wird allmählich eingeführt, während man früher nur einen Dolch auf das Gewehr gesteckt hatte. Das Bajonett blieb im 18. Jahrhundert dauernd auf dem Gewehr aufgespitzt und erschwerte dadurch die Handhabung der Waffe. So war auch noch das Gewehr, mit dem Friedrich der Große seine Siege erkämpfte, ein erstaunlich plummes und unzuverlässiges Mordwerkzeug. Das Zündloch war noch immer häufig verstopft, das Pulver wurde nah oder vom Winde fortgeweht; bald versagte eine Feder, bald der Feuerstein. Zielen hatte wenig Sinn, denn der Feuerstrahl schlug beim Losdrücken so heftig aus dem Zündloch, daß die Leute die Augen schließen mußten. Sehr wichtig war das geschwinde Feuern; durch den eisernen Ladestock kamen die Preußen so weit, daß sie in einer Minute fünfmal feuern konnten, während es die anderen Truppen nur dreimal in stande waren. Die Infanteriewaffe, die dann im 19. Jahrhundert, in Preußen seit 1831, das Flintenschloßgewehr von seiner langen Herrschaft ablöste, war das Perkussionsgewehr, immer noch ein Vorderlader, bei dem aber nun das 1813 von Joseph Egg erfundene Zündbüchsen eine wichtige Rolle spielte. Die Zündung war nun ziemlich sicher, Regen und Wind konnten nicht mehr am Feuern hindern, die Schußweiten stiegen bis auf 1000 Schritt, ruhiges Zielen war nun möglich. Als

aber die Preußen in die Einigungskriege zogen, besaßen sie bereits ein noch viel besseres Modell, das Zündnadelgewehr, den ersten brauchbaren Hinterlader, den die Geschichte kennt. In einem arbeitsreichen Leben hatte Joh. Nik. Dreyse diese Erfindung vollbracht; der erste Gedanke war dem 19jährigen Schlosserlehrling auf dem Schlachtfeld von Jena gekommen, wo die primitiven Vorderlader unzerlegbar, während schon Napoleon immer wieder nach einem besseren Gewehr mit Hinterladung verlangt hatte. Als „ein großes Geschenk der Vorsehung für das Gedeihen des Staates“ bezeichnete Friedrich Wilhelm IV. diese neue Waffe, und sie zeigte ihre Wirkung 1866. Während man früher das Gewehr zum Laden emporrichten mußte, konnte das jetzt in jeder Stellung und viel schneller geschehen. Die Zündungsart war viel sicherer, das Schloß vorzüglich. Dennoch tat auch beim Handhabern dieser Waffe die vortreffliche Schulung das Beste. Im Kriege von 1866 sprach ein Bayer in weiser Erkenntnis das Wort: „Das Beste am Zündnadelgewehr ist der Fraiß dahinter.“ Das zeigte sich deutlich im Kriege von 1870, bei dem die Franzosen in ihrem Chassepoigewehr eine noch leichtere, schneller zu ladende, weiter tragende und trefflichere Waffe besaßen. Trotzdem waren die Deutschen den Franzosen im Feuergefecht gewachsen, denn letzten Endes ist es doch stets die Manneszucht und Disziplin, die ein Gewehr stark macht.



Aus der Kriegszeit.

Karneval im Felde 1915.

Karneval, o Karneval,
Wie wechselt deine Mode,
Konfetti streut man überall,
Doch nicht zum III, zum Lode.

Und Britschen Inallen gar zu toll,
Beim Franzmann und beim Russen,
Wenn England hat die Jade voll,
Wird man sich beugen müssen.

Ob auch der Britte sich maskiert
Mit Hinterlist und Lüge,
Nur beugend er 'nen Streich riskiert,
Erkannt ist die Perüde.

Drum tapfere Blauen, nicht geschont,
Wir kennen euer tauchen,
Der große Achtermittwoch kommt,
Wozu wir Fische brauchen. E d m. S c h m i t z.

Des Parisers Heimkehr am Abend. In den amüsanten „Federzeichnungen von Paris“, in denen das „Journal des Débats“ die Veränderungen im Leben der „Sonnenstadt“ durch den Krieg stimmungslos festhält, lesen wir folgende Schilderung der „abendlichen Heimkehr“: „War das wirklich der belebteste Platz des Montmartre. Man unterschied in der schwarzen Nacht kaum einen ungewissen Galokreis düsterer Fassaden. Der äußere Boulevard verlor sich in tiefem Schweigen. Die Menge, die aus dem Theater kam, zögerte, taktete sich suchend vorwärts und kehrte sich schließlich nach drei oder vier verschiedenen Richtungen. Hier und da erschien in der Ferne eine Droschke, und sie war sogleich von Leuten umringt, die dieses seltene Gefährt für sich erobern wollten. Aber der weitaus größte Teil der Besucher trat zu Fuß den Heimweg an, wie man es in der Provinz macht. Die Nacht war milde und alles so ruhig, daß man sich erst darauf besinnen mußte, es sei jetzt 11 Uhr abends und nicht 4 Uhr morgens, wie man unwillkürlich annahm. Damen, die in andern Zeiten nicht zehn Schritt gegangen wären, bewegten sich langsam durch die Straßen, indem sie ungeschickt ihre Kleider hoben. Sie gingen mit einer widerwilligen Vorsicht und waren in ihre Mäntel gehüllt wie in Säcke. Und manchmal, wenn diese dunklen Schatten in dem Dämmerstreifen einer Laterne auftauchten, glänzten die weißen Reiterfedern in ihren Frisuren wie eine helle Wolke und erschienen ungeheuer groß. An den in tiefer Nacht liegenden Bürgersteigen entlang waren die Kisten, in denen man den Reichtum sammelt, mit einer selbstverständlichen Schamlosigkeit aufgestellt. Die Straßen wie die Menschen machten keine Toilette mehr, und vor jeder Tür sah man so die unappetitlichen Überreste des Tages. Wenn die Lumpensammler Psychologen

sind, dann können sie sich damit begnügen, die Geschichte der Tage aus dem abzulesen, was hier übrig bleibt. Konservenbüchsen, zerbrochene Töpfe, Stroh, alte Zeitungen. Manchmal stieß man mit dem Fuß an eine Zinkbüchse, die einen dumpfen Ton gab wie ein Gong. Ein paar junge Leute lachten. Dann war alles wieder still, schweigend. Eine junge Frau, vor einem Modengeschäft stehend, in dessen Schaufenster tiefes Dunkel nichts erkennen läßt, suchte mit schwermütigem Blick die Finsternis zu durchdringen, in der sich ungewiß ein paar Hüte abzeichneten. Ganz hinten kriegten noch ein paar Schatten . . . Plötzlich ein erhelltes Fenster. Der Zufall hatte mich das letzte Überdiesen von Paris entdecken lassen. In einer Pastetenbäckerei, deren Türen fest geschlossen sind, ist noch ein Fenster offen, und wer sich nicht davor scheut, auf der Straße zu essen, kann hier noch etwas zum Nachtmahl bekommen. Etwa ein Duzend Gäste haben sich vor dem Fenster versammelt, stehen beinander und kauen. Sind es Liebemänner? Sind es Straßenlehrer? Das Menü ist einfach; man hat ihnen ein Glas Milch herausgereicht, ein Prötchen, eine Apfelsine, ein Biskuit. Das sind unsere Orgien. Aber man schläft danach besser. Wir wissen garricht, wie hygienisch der Krieg für die ist, die nicht daran teilnehmen.

Pariser Theaterleute im Kriege. Wenn heute die Mehrzahl der Pariser Theater noch immer geschlossen ist, so ist einer der Gründe auch die Tatsache, daß es an geeigneten Schauspielern fehlt. Die Mobilisierung hat in die Pariser Theaterwelt tief eingegriffen und die Schauspieler weit hin verstreut. Viele liegen in den Schützengräben, einige sind bereits für ihr Vaterland gestorben, wie Rahnal von der Comédie Française, der bei einem Sturmangriff in der Schlacht an der Marne einen Kopfschuß erhielt. Von den meisten weiß man kaum, wo sie jetzt sind; ab und zu taucht plötzlich unversehens einer in Paris auf, wie kürzlich Jean Guitty als Artillerist, der bei einer Eisenbahn Dienst tut; dann wieder hört man von jemand aus dem Lazarett wie von Alexandre, der in Montluçon sich von einer Augenentzündung erholt, die er in den Schützengräben bekommen hat. Von dem Tenor Renaud von der Oper, der sofort ins Heer eintrat, obwohl er nicht mehr zur ersten Linie gehört, hört man, daß er tapfer in der Gegend von Verdun kämpft. Er sucht seine Kameraden anzufeuern, arbeitet mit den Krankenträgern, die die Verwundeten zurückbringen, und wenn in der nähen Dorfkirche eine Totenmesse gelesen wird, so singt er mit seiner herrlichen Stimme, von dem Sergeanten Jacques Bousquet, dem Verfasser von Boulevard-Revue, auf der Orgel begleitet. Von den Dramatikern weiß man in der französischen Hauptstadt mehr, aber von Heldentaten ist bei ihnen weniger zu berichten. Eine Reihe von ihnen, wie Maurice Donnay, Abel Hermant und Pierre Wolff, leben als einfache Bürger in Paris, Mostand beteiligt sich an den Zeitereignissen mit schlechten Versen, während sein Sohn, der als untauglich ausgemustert wurde, seiner Mutter nach Bordeaux gefolgt ist. Henry Bataille liegt an einer schweren Neurasenose erkrankt in Castelnau-dary; auch Caillavel ist schwer erkrankt, während sein Kompagnon de Klers als Automobilist der Regierung dient. Von ihm wird die hübsche Geschichte erzählt, daß er eines Tages einen Abgeordneten über das verhängene Lager fuhr und von einem Posten angehalten wurde, dem sein Ausweis nicht zu genügen schien. „Wer seid Ihr eigentlich?“ fragte der Soldat, und als de Klers seinen Namen nannte, wies der Mann auf den Mechaniker, der neben ihm auf dem Führerfuß saß, und sagte mit einem verständnisinnigen Lächeln: „Dann ist das also Caillavel?“ Aber trotzdem ließ er ihn nicht durch. Carré ist Oberstleutnant beim Generalstab in Biarritz, Bernstein steht in Garnison in Le Havre; er hat sich verübt gemacht, indem er vor seinem Ausmarsch alle Welt ansah, ihm doch zu der vollkommensten Taschenapothek zu verhelfen. Francis de Croisset dagegen tut Dienst als Dolmetscher beim englischen Generalstab; er begleitet die englischen Offiziere bis zur Schlachtlinie und hat es bereits zum Leutnant gebracht. Einmal begleitete er einen englischen Oberst, als plötzlich ein furchtbares Artillerieduell losbrach und die zum Sturm angeordneten englischen Soldaten dezimiert. Der englische Oberst war so sehr bei der Sache, daß er alle Schüsse beurteilte, den guten Treffern seinen Beifall zollte und über die das Ziel verfehlenden Granaten heftig schimpfte. Das Ziel waren dabei seine eigenen Leute. Schließlich konnte sich Francis de Croisset die Bemerkung nicht versagen, daß des Obersten

Freude und Ärger ihm unverständlich wären, da es sich um seine Leute handelte. Aber der englische Oberst gab ihm kaltblütig zur Antwort: „Wo haven't the same point of view.“ (Wir haben nicht denselben Gesichtspunkt.) Und damit fuhr der Engländer, wie Francis de Croisset seinen Freunden erzählte, in seiner Kritik der feindlichen Schüsse unparteiisch fort.

Die Riviera im Kriegswinter. Zu den Palmen, die an der Riviera bereits an die Landschaft der Tropen erinnern, hat sich diesmal auch der schwarze Mann gefunden. Wie ein Berichterstatter der „Times“ aus Mentone schreibt, sind nämlich zahlreiche Senegalschützen während der kalten Jahreszeit nach der Riviera gebracht worden, weil diese schwarzen Soldaten den Winter in Nordfrankreich nicht ertragen können und sich hier von den erlittenen Unbilden besser erholen. Die Neger fühlen sich sehr wohl in dem südlichen Klima. Man sieht sie jetzt überall an der französischen Riviera. Da steht z. B. ein großer buntaufgeputzter Senegaleser Schildwache vor der Präfektur von Nizza, und in dem ebenholzschwarzen Gesicht zittern nur die roten Lippen vor Freude über die freundlichen Grüsse, die ihm die Vorübergehenden spenden. Andere spazieren auf den Straßen herum, verfolgt von der Schuljugend und begafft von den Bürgern und benehmen sich ziemlich unverschämt. Aber nicht nur Schwarze, sondern Soldaten überhaupt trifft man überall an der Küste; sie bewachen die Eisenbahnstationen mit gefälltem Bajonet, stehen an Brückenübergängen und sonstigen strategischen Punkten, bilden Rekruten aus oder erholen sich von Strapazen und Wunden. Die Hotels und die öffentlichen Gebäude sind voll von ihnen und dienen als Kasernen oder Depots. Die Bewohner der Riviera sind nicht gerade entzückt über diese riesige Einquartierung. Die Scharen der Gäste, die in anderen Wintern an Stelle dieser bewaffneten Macht kamen, waren ihnen lieber. Graubärtige Leute erzählen wieder und wieder, wieviel besser es 1870 gewesen sei, wo man eine ganz gute Saison hatte: „Der Krieg schien damals im Süden so fern, daß man kaum wußte, daß er da war. Aber jetzt ist es ganz anders. Rings ist man vom Krieg umgeben. Dafür sorgen schon die vielen Soldaten. Und die Verwundeten werden in den besten Hotels untergebracht. Hätte man sie nicht in den Hotels zweiten Ranges aufnehmen können und wenigstens ein paar der vornehmsten Gasthöfe für die Reisenden frei lassen sollen, die sich doch hier und da nach der Riviera verirren? Und wie viele Zimmer stehen leer, obgleich sie für die Verwundeten belegt sind. So ein paar Vorderzimmer im ersten Stod hätte man doch zu gern gehabt, um das Geschäft wenigstens ein bißchen wahrzunehmen.“ Der Krieg bildet den Hintergrund jedes Gespräches, mag es sich auch noch so sehr in persönliche Verhältnisse verlieren. Jeder hat unter ihm zu leiden. Die einen haben Söhne und Verwandte im Feld; andere fürchten, daß sie ihr Vermögen verlieren; andere wieder sehnen sich nach Gästen und sind der Ansicht, die Engländer müßten wenigstens so viel für die Franzosen tun, daß sie, wenn sie schon nicht ins Heer eintreten, recht eifrig die Riviera besuchen. In Nizza sind ziemlich viel Fremde, aber es sind nicht die richtigen; Flüchtlinge aus Paris, aus Belgien und dem verwüsteten Norden, alles Leute, die nicht viel Geld ausgeben. Die reichen Engländer und Amerikaner, die freigelegten Russen fehlen. Monte Carlo hat seine Tore geöffnet nach einem langen Schlaf von fünf Monaten. Die italienische Riviera, wo hier und da das Glückspiel „gebulbet“ wurde, hat ihm unterdessen viele Kunden abspenstig gemacht. Das Kasino von Rochers Rouges war ein so gefährlicher Nebenbuhler für die Franzosen geworden, daß der Bürgermeister des Grenzörtchens um Mitternacht einen tiefen Graben quer über die Chaussee ziehen ließ, damit die Automobile nicht nach Italien herüberkönnen. Ein Gang durch die halbverlassenen Räume der Spielbank von Monte Carlo bietet einen merkwürdigen Anblick. Die wohlbekannten Typen sind da: der Engländer im karierten Anzug, der mit stummem Ernst vor dem Roulette sitzt, als wäre es sein Gottesdienst; die geschminkte Russin mit der fieberhaften Aufregung in den Zügen, die um ihr Deckes zu spielen scheint; die elegante Französin in Seide und Spitzen, die den Tisch durch ihre Lorquette beobachtet. Aber das Ganze macht einen öden und toten Eindruck. Es wirkt fast, wie wenn eine gut bürgerliche Gesellschaft um den abendlichen Familientisch versammelt wäre, und was bleibt von Monte Carlo bei einer so philistinerhaften soliden Stimmung?